Zwei Freundinnen.

Roman von **M. Heimburg.**

(6. Fortsetzung.)

„Ach, Sie sind wohl die Schwester, auf welche die selige Frau so gewartet hat? Lieber Gott, ja, es ist freilich sehr schwer, wenn man kommt, und es ist Alles vorüber. Aber Sie sind ja naß wie eine Made! Haben Sie denn trockenes Zeug bei sich? Na, warten Sie nur, ich hole heißen Kaffee; der Mensch soll essen und trinken auch an solchen Tagen."

Sie nahm dem Mädchen Hut und Mantel ab und ging dann hinaus. Der Oberförster schritt im Zimmer umher; er trat schwer und müde auf und hielt sich gebeugt.

Lucie meinte, er sei um Jahre gealtert. Sie stellte sich ihm mit noch immer gefalteten Händen in den Weg.

„Bringe mich zu ihr," bat sie.

Er wies mit der Hand nach der Thür.

„Drüben liegt, was noch übrig ist — sie kann Dir nichts mehr sagen."

Lucie ging hinaus und über den Flur in das Wohnzimmer. Die drei ältesten Kinder saßen da um den Tisch; die Mädchen von neun und acht Jahren, mit verweinten Gesichtern, hantirten geschäftig in grünen Blättern herum; der Junge, von der schrecklichen Gewißheit überwältigt, hatte die Arme auf den Tisch gelegt, den Kopf darein verborgen und schluchzte jämmerlich. Das jüngste Dreijährige aber stand an der Thür, die in das Schlafzimmer der Verstorbenen führte, und über die runden Kinderwangen liefen helle Thränen; die ganze kleine Gestalt bebte im Weinen.

„Mach' auf!" rief es, „mach' doch auf!"

Lucie nahm das Kind auf den Arm.

„Komm'," sagte sie und trat in das Sterbezimmer. Sie schritt mit der stillgewordenen Kleinen zu dem Lager; ein weißes blumengeschmücktes Laken war darüber gebreitet. Sie wagte nicht, das Tuch zurückzuschlagen und das stille Gesicht zu sehen.

„Mama," sagte die Kleine. Da nahm sie das Linnen zurück und hockte mit dem Kinde vor dem Bette nieder und faltete die Hände über demselben. Und ihr thränenüberströmtes Gesicht schmiegte sich an die kalte Wange der Todten.

„Vergib mir!" schluchzte sie, „vergib mir!"

Aber diese müden Augenlider hoben sich nicht mehr, und der Mund blieb stumm.

Als die alte Frau einige Minuten später in das Zimmer trat, da lag eine Bewußtlose vor der Todten, und die Kleine saß neben ihr und spielte mit den Blumen, die sie von dem Lager genommen.

Der Begräbnißtag nahte sich seinem Ende, der Wagen der letzten Leidtragenden rollte eben den Waldweg entlang; im Hause war es still geworden. Die Kinder saßen im Hofe und kamen sich wichtig vor, weil ein Jeder sich heute mitleidsvoll mit ihnen beschäftigt hatte. Die kleinen Mädchen sahen komisch aus in den schwarzwollenen Kleidchen, die ihnen fast zu lang waren. Sie hatten das Schwesterchen in die Mitte genommen und thaten mütterlich mit ihr; der Junge aß ein Stück Kuchen mit verweinten Augen.

Der Oberförster kam an ihnen vorüber; er sah nach der anderen Seite, als könne er den Anblick nicht ertragen. Er hatte das Gewehr übergehängt und schritt, von seinem Hunde gefolgt, über den Hof zum Thore hinaus. Im Wohnzimmer, wo sonst die Verstorbene gesessen, saß nun die kleine ältliche Frau und rückte sich aus von den Strapazen der letzten Wochen und des heutigen Tages. Lucie, die am anderen Fenster stand und ihrem Schwager nachschaute, wußte nun, daß diese Frau ein Recht hatte, hier zu sitzen; sie war eine Verwandte und sollte, wie sie dem jungen Mädchen mitgetheilt hatte, im Hause bleiben der Wirthschaft und der Kinder wegen; und so genau Lucie das wußte, so wußte sie auch, daß sie hier überflüssig war. Sie hatte den Kopf an das Fensterkreuz gelegt und sah, wie der große Mann eben zwischen den Stämmen der Buchen verschwand. Er lief dahin in seiner Verzweiflung; ihm war das Haus öde, das Leben einsam jetzt. Sie hatte versucht, mit ihm zu sprechen, als sie heute früh vor dem Sarge zusammengetroffen waren; sie hatte nach seiner Hand gegriffen — er sah weder ihre Thränen, noch schien er ihre Hand zu fühlen.

„Laß nur gut sein!" hatte er gemurmelt.

Ihr Versuch, bei dem Herrichten des Frühstücks zu helfen, das für die Leidtragenden in der guten Stube aufgesetzt wurde, war fehlgeschlagen. Die Cousine hantirte in Speisekammer und Wäschspind so wichtig und hastig, so laut und lärmend, daß Lucie meinte, das Läuten des Schlüsselbundes müsse die Hausfrau in ihrem Todesschlummer noch stören.

„Ich brauche keine Hilfe, Fräulein," war die Antwort gewesen, als sie sich fast bemüthig zum Helfen anbot. Selbst die alte Rike wehrte ihr unter Schluchzen, als sie sich erbot, in der Küche zu helfen.

„Lassen Sie doch, Fräulein Lucie, das ist nichts für Ihre Hände. Ach Gott, Sie hätten ja gar nichts zu thun brauchen im Hause, wären Sie nur hier gewesen, blos zum Trost für die Frau; sie konnte gar nicht zum Sterben kommen, Fräulein; von Allen hatte sie Abschied genommen und sprechen konnte sie schon nicht mehr, aber die Augen gingen immer noch nach der Thür. Sie hat gewartet, so lange, Fräulein, aber Sie kamen nicht!"

Das Mädchen stand mit gefalteten Händen am Herd, an dem sie einst so fröhlich geschafft. Weinen konnte sie nicht mehr. Stumm saß sie auch inmitten der Trauergesellschaft. Die Freundinnen der Verstorbenen, die Frau Pastorin aus dem nahen Dorfe und die Frau des Direktors der Zuckerfabrik, sprachen theilnehmend mit ihr, als der Leichenzug im Waldwege verschwand; sie hörte nicht und antwortete nicht. Und so starr und stumm war sie auch jetzt noch.

Endlich schlich sie hinauf in ihre kleine Stube und legte sich auf's Bett, in welchem sie glückliche Jugendträume geträumt, und horchte in die Stille hinaus. — Horch, war das nicht Mathildens Stimme? Nein, Mathilde war krank, wie immer, aber da sprach Jemand.

Da ist er ja, ihr Bräutigam! „Alfred!" sagte sie und richtete sich empor mit jähem Schreck. Nein, sie mußte sich getäuscht haben! Wo war sie denn eigentlich?

Sie richtete sich vollends auf und hielt sich wie im Schwindel an der Bettpfoste. Nun scholl das hohe kreischende Frauenorgan herauf:

„Das Begräbniß? Grundgütiger, das ist vorüber! Sie wollten ihr die letzte Ehre geben? Morgen? Lieber Himmel! Nun, ein Bett haben wir schon für Sie, Herr Doktor, treten Sie ein. Mein Vetter wird bald wiederkommen, er ist gerade in's Holz gegangen."

Das Mädchen setzte sich nieder; die schreckliche Gegenwart stürmte mit aller Macht auf sie ein, und nun er noch, er! Wie lange sie so verharrte, wußte sie nicht; im Hause war es wieder still.

„Geht einmal gleich zu Bette, alles marsch!" scholl es plötzlich wie Trompetenton; dann ein bitterliches Kinderweinen. „Gott erbarme, vor was fürchtet Ihr Euch denn? So ein Unsinn!" klang es wieder. Und nun trappelten kleine Füße die Treppe empor.

Des Mädchens Herz krampfte sich zusammen. Sie dachte, wie Mathilde jeden Abend an dem Bette der Lieblinge gesessen, bis sie eingeschlafen waren. Und sie stand plötzlich auf den Füßen und lief in das Kinderzimmer, welches dem ihren gegenüber lag.

„Soll ich Euch zu Bette bringen?" fragte sie. Da hingen die Kinder an ihr wie die Kletten; schluchzend und kosend.

„Seid still," flüsterte sie, „damit das Schwesterchen nicht aufwacht."

„Wir gehen sonst immer allein zu Bette, aber wir fürchteten uns heute so," weinte die kleine Christine. „Der Dammföhler hat gesagt, acht Nächte lang käme die Mutter und sähe zu, ob wir auch gut versorgt würden," flüsterte die Aelteste und in dem mondhellen Gemach sah Lucie deutlich die von unsäglichem Grauen erfüllten Kinderaugen. Sie zog die Kleinen an sich.

„Eure Mama ist beim lieben Gott im Himmel," sagte sie, „und bittet ihn, daß es ihren Kindern wohlergehe. Wiederkommen, Ihr armen Würmer, wird sie nicht!"

Die Kleinen begannen abermals bitterlich zu weinen. Lucie küßte und beruhigte sie und half ihnen die Nachtröckchen anziehen. Sie saß dann, wie früher Mathilde, zwischen den Bettchen nieder.

„Soll ich Euch Etwas erzählen?"

„Ja!" rief der Junge, der hinter einem Vorhange seine Schlafstelle hatte, „von Rom, Tante! Die Mutter sagte, Du hättest das Kapital gesehen, und wenn Du kämst, dann könntest Du es uns beschreiben."

Sie faßte an die Stirn.

„Rom! — Ja —" murmelte sie.

„Onkel Alfred hat mir ein Buch von Rom geschenkt, Tante, ich möchte einmal hin, gelt — es ist schön?"

„Onkel Alfred hat uns heute eine Düte mitgebracht, aber die Kousine hat sie eingeschlossen," flüsterte eins der kleinen Mädchen. „Morgen muß sie uns aber etwas davon geben, sonst sagen wir es dem Onkel ehr er fortfährt."

Er blieb also die Nacht hier!

Das Mädchen stand in furchtbarer Unruhe auf. Nur ihn nicht sehen müssen, nur das nicht! — Sie setzte sich wieder, weil die Kinder auf's Neue klagten, daß sie Furcht hätten.

„Schlaft, schlaft!" sagte sie gepreßt, „morgen will ich Euch viel erzählen."

Gehorsam schwiegen sie; sie lagen mit großen offenen Augen und starrten in den weißen Mondenschein, der durch die unverhüllten Fenster drang. Nichts war zu hören, als ihr Athemholen. Da klangen Schritte auf dem Gange draußen, die das Mädchen emporfliegen ließen. Hastig sah sie sich um — wohin konnte sie entweichen? Vergebens, nur die eine Thür führte hinaus. Aber dort hinter dem großen Kachelofen —. Sie flüchtete hinüber in den schwarzen Schatten und setzte sich auf die alte Truhe, in der die Wäsche der Kinder aufbewahrt wurde. Und nun öffnete sich die Thür, und er trat über die Schwelle. In dem hellen Mondlicht sah sie jeden Zug seines Gesichtes. Sie preßte die Hände auf das Herz, so ungestüm begann es zu klopfen.

Nahe an ihr schritt er vorüber; durch die offene Röhre des Ofens gewahrte sie, wie sich eine große Gestalt über eins der Bettchen beugte.

„Schläft Du schon, mein Mäuschen?" hörte sie ihn sagen. Unendlich weich klang seine Stimme.

„Nein, Onkel," kam es schlaftrunken zurück.

„Fürchtet Ihr Euch noch?"

„Nein!" flüsterte die Kleine, und ein weißes Aermchen schlang sich um seinen Hals. „Tante Lucie hat uns zu Bette gebracht."

Er fuhr empor.

„Tante Lucie?" fragte er.

„Eben war sie noch hier," wisperte Anne Marie, „da hat sie gesessen, und dann ist sie fortgelaufen, ich hab's wohl gesehen."

„Thut Dir Dein Hälschen noch weh? Hast Du gestern einen nassen Umschlag bekommen? Nicht? Aber heute mußt Du ihn haben — sage Tante Lucie, daß sie ihn Dir umlegt, Mäuschen! Tante bleibt nun bei Euch, nicht wahr?"

„Onkel!" schrie der Junge, „die Kousine will sie gar nicht; sie sagte vorhin, solche Prinzessin könnte ihr gar nichts nützen."

„Tante ist so fein, so fein," versicherte das kleine Mädchen; „und sie hat so geweint."

„Möchtet Ihr gern, daß sie hier bleiben würde?"

„Famos wär's!" rief der Junge, „sie ist in Rom gewesen und kann Etwas erzählen."

„Bittet sie nur, sie bleibt gern."

„Sag' Du's ihr doch, Onkel," rieth der Junge.

Er stand jetzt aufrecht.

„Mein alter Schelm," sagte er bitter, „das würde wenig helfen! Schlaft wohl, Ihr Kinder!"

„Onkel, soll ich die Tante Lucie von Dir grüßen?" fragte die kleine Anne Marie.

Er antwortete nicht; er stand mitten im Zimmer, mitten in dem bläulichen Glanz, ohne zu ahnen, daß nicht weit von ihm heiße, stille Thränen über ein blasses Mädchengesicht herabflossen, daß sich Lucie krampfhaft an die Truhe klammerte, als müßte sie sich festhalten, um nicht hinüber zu kommen und mit gesenktem Kopf vor ihn zu treten und zu sagen:

„Vergib mir, was ich Dir gethan!"

„Was denn?" fragte sie sich, aber sie fand keine Antwort. Und sie sah ihn an durch diese Thränen und fühlte sich so klein und so elend und sochlecht.

Langsam wandte er sich und schritt zur Stubenthür hinüber. „Gute Nacht!" sagte er noch einmal, dann war er gegangen. Und Lucie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte.

Als Lucie am andern Tage in das Wohnzimmer trat, kam sie mit einem Entschluß, den sie in der bangen Nacht sich abgerungen. Sie wollte ihren Schwager bitten:

„Laß mich bei Dir bleiben, ich will Deine Kinder pflegen und erziehen!"

Sie war ruhiger geworden und trat an den Frühstückstisch, vor dem er saß, mit jener Sicherheit, die ein ehrlicher, fester Wille auch in schweren Augenblicken verleiht. Die Hausthür war weit geöffnet; draußen spielte der Sommerwind in den hohen Bäumen, und die Sonnenstrahlen huschten neckend über die Blondköpfe der Kinder, die auf der Bank unter der Linde hockten.

Lucie bot ihrem Schwager die Hand, dann deutete sie hinaus und fragte:

„Georg, kann ich Dir nützlich sein für diese? Sag's, und ich will mir alle Mühe geben, Deine Wünsche zu erfüllen!"

Sie sprach es hastig, denn eben trat ihr das Bild wieder vor die Seele, das sich die ganze Nacht hindurch in ihre Träume gedrängt: Hortense mit der verzweiflungsvollen Miene der letzten Tage in Dresden. Dort stand ja auch eine geöffnete Schachtel auf der Ecke des Tisches: ein wunderbarer Kranz weißer Rosen lag darin und auf ihm eine zierliche Visitenkarte, unter siebenzackiger Krone den Namen „Hortense von Löwen, geborene von Löwen".

Der große Mann mit dem bekümmerten Gesicht schüttelte den Kopf und goß sich ein Gläschen Nordhäuser ein.

„Mathilde hat noch selbst ein paar Tage vor ihrem Tode eine Erzieherin engagirt; sie kommt zu Johanni."

Lucie wurde um einen Schein bleicher. Sie setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber und sah auf die kleinen Mädchen, die den gelben Teckel vor ein umgekehrtes Fußbänkchen gespannt hatten, in dem sie ihre Puppen spazieren fuhren.

„Für die Wirthschaft sorgt meine Kousine," fuhr er fort. „Aber mach' Dir deshalb keine Sorgen. Es ist in den schweren Tagen der Krankheit ohne Dich gegangen, es wird auch jetzt gehen, es muß gehen," schloß er; aber er wich dem jammervollen Blick der beiden Augen aus.

„Mariechen ist kränklich?" stotterte sie.

„Eine Kleinigkeit!" wehrte er ab.

„Laß mich hier bleiben," flüsterte sie, ich will das Kind pflegen, wie es nur seine Mutter gekonnt — um Mathildens willen laß mich hier!"

„Es ist ein trübseliger Aufenthalt in meinem Hause: ich danke Dir. Und warum solltest Du eine Stellung aufgeben, in der Du Dich wohl befindest?" Er erhob sich, trat zu dem Bord, an dem Hut und Gewehr hingen, und nahm das letztere über die Schulter. „Aber ich danke Dir vielmal," wiederholte er und pfiff seinem Hunde.

„Ich gebe doch keine Stellung auf!" widersprach sie.

Er blieb stehen und sah sie an.

„Die Frau von Löwen sollte mit ihrer Gesellschafterin kein Abkommen getroffen haben? Das wäre schlimm für Dich und nicht nobel von der Gnädigen. Zudem, es war die einzige Entschuldigung in meinen Augen für Dein Fernbleiben. Als Besuch, wie ich anfänglich wähnte, dünkt mich die Zeit etwas unbescheiden lang."

Lucie stand auf.

„Du verkennst die ganze Sachlage, Georg," sagte sie ruhig. „Hortense ist mir eine Freundin, und, und —"

„Meinetwegen nenne sie so," unterbrach er. „So lange sie Dich braucht, wirst Du es auch wohl bleiben; aber eines schönen Tages wird sie heirathen und Du bist kaltgestellt. Ich habe übrigens Deiner Schwester versprochen, daß Du jeder Zeit eine Zuflucht hier findest. Guten Morgen!"

Er rückte den Hut und ging hinaus. Ueber Lucens blasses Gesicht flog ein trauriges Lächeln. Sie stieg die Treppe hinauf, holte sich den Hut, dann nahm sie den Kranz aus der Schachtel und verließ ebenfalls das Haus. Sie wollte nach dem Kirchhof gehen.

Die kleinen Mädchen kamen ihr nachgesprungen, sie wehrte ihnen das Mitgehen, sprechen konnte sie nicht, so weh war ihr zu Muthe. Sie fühlte jetzt eine brennend heiße Sehnsucht nach Hortense, nach dem Augenblick, wo sie ihren Kopf an die Schulter der jungen Frau legen konnte und sagen:

„Nun habe ich weiter Niemand mehr in der Welt, als Dich! Meine einzige Zuflucht bist Du!"

Nie meinte sie Hortense so lieb gehabt zu haben, wie in diesem Moment, wo man so plump an ihrer Freundschaft zu zweifeln wagte.

Sie ging mit heißen Wangen und erhobenem Kopf durch den Wald. Sie mußte an der kleinen Haltestelle vorüber.

„Geht der Zug noch wie früher um fünf Uhr Nachmittags hier ab?" fragte sie den Beamten in dem winzigen Stationsgebäude.

„Ja, Fräulein."

„Ich danke!"

Und sie schritt weiter die Chaussee nach dem Dorfe entlang.

In der Dorfstraße begegnete ihr der alte Briefträger; sie kannte ihn noch gut, er hatte ihr einst schmunzelnd den ersten Brief von dem Bräutigam gebracht.

„Hier habe ich etwas für Sie," sagte er, „und dies für den Herrn Oberförster. Nehmen Sie es gleich mit? Danke auch schön!"

Lucie hielt die Schreiben in der Hand; das für sie bestimmte war von Hortense.

„Gott sei Dank — von ihr!" sagte sie. Als ob eine warme treue Hand die ihre ergriffen, so tröstlich ward ihr auf einmal zu Muthe. Ob sie ihr wohl zürnte?

Als sie in den Waldweg einbog, wollte sie den Brief öffnen, sie besann sich aber und schritt nur eiliger vorwärts dem Hause zu.

Die Cousine füllte eben, auf Mathildens Platz am oberen Ende der Tafel sitzend, die Suppe auf. Noch fehlte der Hausherr, aber die jungen Forsteleven standen bereits hinter ihren Stühlen, eben so waren die Kinder zur Stelle. Lucie legte die Briefe auf Georgs Platz und flog die Treppe hinan. In ihrem Stübchen legte sie den Hut ab und wusch das erhitzte Gesicht und die Hände, dann zog sie das Schreiben hervor. Nur einen Blick, ehe sie hinunter ging. Hastig rissen ihre Finger das Couvert auf und entfalteten den kleinen starken Bogen.

Dann sank sie wie betäubt auf den Stuhl am Fenster. War es denn möglich? Sie wandte die Augen wieder auf das weiße Blatt — es war nicht anders, da stand es, klar und deutlich:

„Mein Liebchen!

Gestern Abend hebe ich mich mit Weber verlobt! Frage nicht, staune nicht, ich kann Dir schriftlich nicht Auskunft geben, wie es geschah. Da ich annehme, daß man Dich vor der Hand nicht entbehren kann, so komme ich morgen früh zu Dir; ein paar Stunden wirst Du doch haben für mich. Deine Hortense."

Sie legte den Kopf auf die Fensterbank und faßte mit den Händen in ihr Haar. Sie hatte keine klare Vorstellung mehr von dem Geschehenen, aber was jetzt geschehen sollte. Sie mußte nur Eins: sie hatte nun Alles verloren!

Am anderen Morgen saß Hortense dem Mädchen gegenüber in ihrem kleinen Stübchen. Lucie hatte Kaffee und Buttersemmel herzugebracht, aber die junge Frau genoß nur wenig; sie zog fröstelnd das Tuch um ihre Schultern und sagte:

„Wie hältst Du es aus hier, Lucie?"

Das Mädchen sah sie still an.

„Und — wirklich, Du willst hier bleiben?"

Noch war kein Wort über das jüngst Geschehene zwischen ihnen gefallen. Als Hortense aus dem Coupé stieg, hatte sie gleich gesagt:

„Fang' jetzt nicht davon an; in Deinem Zimmer werde ich Die Alles erzählen."

Und Lucie schwieg demgemäß völlig. Jetzt antwortete sie nur:

„Nein, ich bleibe nicht hier!"

„Nicht hier?" fragte Hortense. „Ja, wie soll ich das verstehen? Was willst Du thun?"

„Das weiß ich noch nicht, aber hier bleibe ich nicht."

„Dann bleibst Du bei mir. Entweder — oder! Etwas Anderes als dieses Beides gibt es doch nicht?"

„Bei Dir — —?"

„Ja, Lucie!" Hortense war aufgestanden und umarmte sie. „Ich glaubte es nicht, daß Du wieder zu mir kommen würdest, ich dachte, Du würdest Dich jetzt fanatisch auf den Haushalt und die Kinder stürzen, um Dein Gewissen zu beruhigen. Desto besser, ich kann Dich weniger als je entbehren."

„Du? Ich meine, Du wirst bald heirathen?"

„Eines schönen Tages einmal, ja!"

„Nun also?"

„Also? — was geht das Dich an, uns an? Herr Weber wird den ganzen Tag auf dem Felde sein, oder im „Deutschen Hause" in A., oder auf der Jagd, oder sonst irgendwo; Du siehst, ich habe mich genau orientirt. Es ist auch gut so, und Du ziehst mit in das Rococoschloß, Lucie!"

Es klang sehr leichthin, und die junge Frau betrachtete dabei angelegentlich die kleine Silhouette von Lucies verstorbener Mutter, die sie von der Wand genommen hatte.

„Mein Gott, Hortense," kam es leise über des Mädchens Lippen, „wie bist Du nur darauf gekommen, Dich mit ihm zu verloben?"

Du fragst mich zu viel, Kind, ich weiß es nicht; den Hergang kann ich Dir ja erzählen, nur nicht, was ich dabei dachte." Sie hing das Bildchen wieder an den Nagel, lehnte sich gegen die Kommode und schlug die Arme übereinander. „Als Du mich allein gelassen hattest," begann sie, „verlor ich den Kopf, das heißt — ich gerieth in einen unsagbaren Zustand der Angst und Aufregung; es war beinahe so, wie vor einem Jahre. Ich hatte die größte Lust, hinüber zu laufen an die Elbe und hinein zu springen; Dich betrachtete ich als verloren. — Unten feierte man ein Hochzeitsfest, Du weißt ja. Das Stubenmädchen mag mich in dieser Aufregung erblickt haben — ich lag auf dem Teppich und hatte mir ein wenig die Haare zerrauft. Plötzlich klopfte es und Herr Weber kam herein. Er richtete mich auf und brachte mich dazu, Platz zu nehmen nach vernünftiger Menschen Weise. Und dann saßen wir uns stumm gegenüber. Ich hatte ihn verschiedentlich aufgefordert, sich zu entfernen, aber er ging nicht; es sei nicht möglich, mich allein zu lassen! Um mich nicht allzu lächerlich zu machen, nahm ich mich zusammen; da erklärte er geradezu, daß er mich liebe, und bat um meine Hand.

„Ich glaube, ich habe hell aufgelacht: „Kennen Sie mich denn und kennen Sie meine Familie?" — Er blieb ernst und sagte noch einmal: „Ich liebe Sie, Hortense, und nichts in der Welt wird mich von meinem Vorhaben abbringen." Wie er da so ruhig vor mir stand und mich so fest ansah mit seinen blauen Augen, da war es mir, als ob Jemand flüstere: „Bei ihm bist Du geborgen, Hortense!" — Ich kannte ihn nicht, ich wußte nichts von seiner Familie, und dennoch schien es, als zwinge mich eine übermächtige Gewalt zu ihm. Noch einmal wiederholte er eine Frage — — — von unten schallte gerade ein brausendes Hoch! herauf und plötzlich lag meine Hand in der seinen. Dann wollte ich mich losreißen; „ich liebe Sie nicht!" rief ich, „ich habe mich übereilt!" Er hielt mich nur fester: „Aber ich Sie, Hortense, ich kann warten." — Ich wollte ihm von Papa sprechen — es war, als sei meine Zunge gelähmt. Feige wandte ich mich ab.

„Er saß dann mir gegenüber, stundenlang, und sprach von seinen Brüdern, seiner Mutter; ich habe es nicht behalten, was? Er hatte die Thür nach dem kleinen Vorzimmer geöffnet, wo das Stubenmädchen wie gewöhnlich saß und strickte; es sei sehr heiß hier, meinte er. Als der letzte Ton des Festes verklungen war, empfahl er sich und schickte das Mädchen herein. Wie betäubt sank ich auf mein Bett und schlief. Ich wachte erst am andern Mittag auf, als drunten der Wagen rasselte, der Willen als Ehemann neben seiner jungen Frau aus der Kirche brachte.

„Auf meinen Bräutigam besann ich mich mit Mühe, als mir das Stubenmädchen ein Billet und ein Bouquett von ihm brachte. Ich ließ mich entschuldigen und blieb den ganzen Tag im Bette; ich war zum Sterben unglücklich. Am Abend wollte ich ihn mit der Erklärung empfangen, ich hätte mich einer Uebereilung schuldig gemacht, um nachher mit dem Nachtzuge abzureisen. Aber siehe da! Er kam nicht; er war bereits seit Mittag unterwegs nach Hohenberg zu Großpapa. Gestern früh empfing ich ein Telegramm des alten Herrn, das seine Einwilligung brachte. Er erwartet mich heute.

Sie hatte mit zuckender Lippe gesprochen; nun schwieg sie und preßte die Hände in die Schläfen.

„Voilà tout!" sagte sie nach einer Pause mit völlig verändertem Ton: „nun packe Deine Sachen und komm!"

„Aber wie willst Du das Verhältniß ertragen? Mich hast Du gewarnt, Hortense, gewarnt vor einer Ehe ohne Liebe, und Du stürzest Dich kopfüber in eine solche hinein?"

„Ich bin auch nicht eine so sentimentale Natur, wie Du."

Lucie ergriff hastig den Arm der jungen Frau.

„Erst recht bist Du es!"

„Und dann, weißt Du, er ist sehr reich," fuhr Hortense unbeirrt fort; „die kleinen Sorgen des Lebens werden uns nicht zusammenführen; sein Haus ist so groß; wir können uns aus dem Wege gehen. Mit Dir war das etwas Anderes."

„Aber man heirathet doch nicht, um sich aus dem Wege zu gehen? Du mußt ihm schreiben, ihm sein Wort zurückgeben!" rief das junge Mädchen außer sich.

„Ich denke nicht daran," sagte Hortense ruhig.

„Und mir willst Du die Schuld beimessen? Das ist unbarmherzig, das ertrage ich nicht!"

„Wenn Du bei mir geblieben, wäre es sicher nicht passirt, mein Kind; daran kann ich nichts ändern. — Wann geht denn der nächste Zug aus diesen Wäldern? Ich meine, um 12 Uhr — nicht? Mache Dich bereit und nimm Abschied, mit mußt Du, das bist Du mir schuldig!"

„Nach Hohenberg?"

„Bis zu meiner Hochzeit nur, dann geht Du mit nach Woltersdorf."

„Er wird sich bedanken!"

„Das dürfte sich finden, Lucie. Nun bitte, mache endlich Anstalt zur Reise."

Das Mädchen rührte sich nicht; ihre Gedanken drehten sich wie im Wirbel. Sie konnte nicht hier bleiben, und die Idee, nach Hohenberg zu gehen, war ihr peinvoll. Aber Hortense sprach die Wahrheit; sie hatte den tollen Streich gemacht, weil die Verzweifelnde allein gelassen worden war — am schwersten Tage ihres Lebens.

„Ich will ehrlich sein," sagte sie endlich, „mein Wille war es, hier zu bleiben, aber —"

„Dein Wunsch auch?"

„Mein Wunsch auch; aber — ich habe mir bei Georg einen Korb geholt. Er will mich nicht."

„Sehr angenehm für mich! Aber warum?"

„Weil ich nicht kam, als Mathilde mir schrieb, sie sei krank; weil ich sie vergaß um Deinetwegen!"

Sie hatte Thränen in den Augen, als sie sich still nach ihrer Reisetasche bückte, die in einem Winkel des Stübchens lag.

Hortense antwortete nicht; sie ging indessen im Zimmer umher und betrachtete mit Interesse jedes Stück des einfachen Hausraths. Sie sah bleich aus; das dunkelblaue Reisekleid ließ ihren Teint fast gelblich erscheinen, und unter den großen Augen lagen dunkle Ringe. Lucie wußte so genau, was sie gelitten hatte.

Vor der Thür erhob sich eine schreiende Kinderstimme. Lucie sprang hinaus; das jüngste Mädchen war hingefallen und weinte. Sie hob es auf und kam in die Stube zurück, setzte sich, und das Kind auf dem Schooße haltend, versuchte sie, es zu beruhigen. Hortense hatte sich umgewandt und sah starr zu ihr hinunter. Irgend etwas ging in ihr vor.

Die Kleine hörte endlich auf zu schreien. Lucie ließ sie zur Erde und gab ihr ein Wollenknäuel in die Hand.

„Bleibt sie hier?" fragte Hortense.

„Laß sie doch, bitte! Sie wissen ja gar nicht, wohin sie gehören, die armen kleinen Würmer!"

„Lucie," stieß die junge Frau hervor, „bringe das Kind hinaus, es beängstigt mich! Ich kann ein Kind nicht ansehen, ohne zu denken, welche Schicksale ihm bevorstehen! Was wird es zu tragen haben, was werden die Menschen an ihm sündigen!"

„Aber ich bitte Dich, Hortense," sagte das Mädchen erschüttert, „nicht Jeder hat's so schwer wie Du!"

Sie führte die Kleine hinaus und brachte sie zur Rike in die Küche. Als sie wiederkam, fand sie die junge Frau auf dem Stuhle sitzend, die Hände vor das Gesicht geschlagen.

„Das wird Gott doch nicht wollen," sprach sie tonlos. „Es macht mich so elend zu denken, ich könnte einst solch ein Kind auf den Armen halten, und das würde so herumgestoßen im Leben wie ich, würde so schlecht wie ich!"

Das Mädchen stand hoch aufgerichtet vor ihr.

„Hortense," sagte sie streng, „schreibe ihm, daß Du ihn nicht liebst, daß Du auf keinen Fall ihn unglücklich machen willst —."

„Er will es ja nicht anders!" murmelte die junge Frau.

„Aber auch Du wirst unglücklich. Wie kann man mit so schrecklichen Ansichten heirathen wollen! Noch einmal schreib' ihm ab!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein! Ich will mein Wort halten, und überdies — heute früh wird Willen meine Verlobungsanzeige gelesen haben."

Lucie sagte nichts weiter. Mit dem Mittagszuge reisten sie ab. In dem Augenblick, als er in Hohenberg einfuhr, fragte Hortense:

„Es wird Dich doch nicht alteriren, daß Dein eidevant Bräutigam hier haust?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie hinzu: „Doch wohl nicht? Du liebtest ihn ja nicht."

Lucie sah an ihr vorüber. „Ich wäre nicht hergekommen," sagte sie mit bebender Stimme, „wenn ich nicht wüßte, daß Du mich wirklich nöthig hast."

„Sehr nöthig sogar!"

Und Hortense winkte lächelnd und herablassend mit der Hand dem großen Manne zu, der, den Hut über den blonden Scheitel haltend, vor dem Coupé stand, das man eben öffnete.

„Mein Bräutigam erwartet mich," bemerkte sie, sich zurückwendend, im Begriff auszusteigen. Sie betonte jede Silbe des „Bräutigam."

Lucie erhielt einen verwunderten Blick von ihm; Hortense aber sagte, indem sie seinen Arm verschmähte und Luciens Hand ergriff:

„Ich habe mir den Flüchtling wieder eingefangen. Wie geht es Großpapa?"

Am Fenster ihrer Wohnstube saß Frau Steuerräthin Adler und strickte. Es hatte sich nichts verändert in ihrer Umgebung, und sie selbst auch nicht; nur zufriedener sah sie aus, besonders wenn ihr Blick von einem jungen Mädchen zurückkehrte, das neben ihr emsig häkelnd Platz genommen. Es war eine volle, robuste Gestalt, hatte flachsblonde, schwere Zöpfe und einen Teint wie Centifolien, welche Farbe sich auch auf die großen runden Hände erstreckte, die verschiedene Ringe schmückten; breite silberne Reife umspannten die keineswegs zarten Handgelenke; dazu trug das Mädchen eine Korallenbrosche und an ihr befestigt eine Urkette, annähernd so stark wie die Wagenkette ihres Vaters, des Herrn Gutsbesitzers Mähnert.

Diese junge Dame, die übrigens ein Paar blaue, unendlich gute Augen besaß, weilte seit längerer Zeit zum Besuch bei der Frau Steuerräthin, „damit sie nicht so gar allein sei"; denn Tante Dettchen war mit ihrem Neffen in sein Häuschen gezogen und führte ihm dort die Wirthschaft, so behaglich und bequem, wie nur sie es verstand.

Fräulein Selma Mähnert aber war schon lange von der Frau Steuerräthin geliebt worden; Frau Adler hatte schon, als der stattliche Backfisch eben aus der Pension zurückgekehrt war, zu der Mutter bei Gelegenheit eines Besuches auf dem eine Stunde von Hohenberg entfernten Gute mit der ihr eigenen Unverfrorenheit geäußert:

„Das wäre eine Frau für Alfred!"

Und in Folge dieser Ansicht hatte sie Alles gethan, um sehr zart — denn zart muß man so etwas anfassen, war ihre Meinung — das Kind für Alfred und Alfred für das Kind zu interessiren, und hatte bei Letzterem auch die rührendste Bereitwilligkeit gefunden, während der Sohn ihr den „Affront" anthat, nicht nur diese zarte Andeutung nicht zu verstehen, sondern sogar sich mit dieser Lucie Walter zu verloben, ohne daß die Mutter vorher im Stande gewesen war, ein Urtheil über die Wahl abzugeben oder eine Warnung zu erlassen.

Ja, so etwas rächt sich immer.

Fräulein Selma, die übrigens bei der Verlobungsnachricht nicht in Ohnmacht gefallen war, aber sich doch etwas fern von der Tante Adler gehalten und verschiedentlich bei ihren Besorgungen in der Stadt das Haus der Frau Steuerräthin gemieden hatte, was gleichbedeutend war mit dem Verluste von einigen fetten Gänsen oder Puten, kehrte auf die Alarmnachricht wieder zurück in die mütterlich geöffneten Arme und hörte die Beschreibung dieser ganz pflichtvergessenen, schrecklichen Person, die Lucie Walter hieß, mit Kopfschütteln und vielen:

„Nein aber!" und „wie ist es möglich!" an.

Es war noch heute das Thema, welches mit immer gleichem Interesse behandelt wurde.

Wenn nur Alfred endlich einmal begreifen wollte, welch' ein Kleinod ihm für dies davongelaufene Hochmuthsnärrchen geboten wurde! Aber es war, als sei das große, rosige Mädchen Luft für ihn — nicht gerade Luft, aber er hatte doch kaum einen Blick für sie und glaubte Alles gethan zu haben, wenn er höflich „Guten Tag!" sagte. Er bemerkte absolut nicht, oder wollte nicht bemerken, daß ihre Hände ihm allerlei Lieblingsgerichte zubereiteten, die nach Aussage der Mutter tausendmal wohlschmeckender ausfielen, als sie selbst es verstand; daß sie ihm Morgenschuhe stickte und Strümpfe mit doppelten Hacken strickte.

„Er ist wie ein Blödsinniger in dieser Hinsicht," sagte ärgerlich die Mutter zu sich selbst. Auch das half nicht, daß sie, wenn er wirklich einmal Hut und Stock ablegte, um Kaffee mit ihnen zu trinken, sich von dem kleinen Dienstmädchen unter irgend einem Vorwande abrufen ließ; das dumme Geschöpf konnte dabei immer das alberne Lachen nicht lassen, während sie würdevoll fragte:

„Na, was gibt's denn?"

Kam die Mutter nach einer halben Stunde wieder herein, so erblickten ihre Augen das Mädchen über der Häkelarbeit und ihn über einem Buche, oder gar einmal, wie er mit unbegreiflicher Beharrlichkeit aus dem Fenster sah, obgleich da wirklich nichts auf der Straße umherlief, was mit Selma hätte einen Vergleich aushalten können, besonders, wenn man die fünfzigtausend Thaler in Betracht zog, die sie einstmals erben würde.

Er mußte wirklich endlich einmal einen energischen Rippenpuff bekommen; das war beschlossene Sache, denn abgesehen von einem Anderen, ein Arzt ohne Frau — es ging ja gar nicht länger!

So saßen sie auch heute, tranken ihren Kaffee und erwogen die Frage, ob der Herr Doktor nicht kommen würde? Seit mehreren Tagen hatte er sich gar nicht sehen lassen; das kleine Dienstmädchen war schon